

Marco Müller

# Plus ultra

Roman

edition gai saber

Nina

Alle Rechte vorbehalten Copyright © edition gai saber AG Zürich

1. Auflage, 2021

[www.gaisaber.ch](http://www.gaisaber.ch)

Lektorat: Daniel Nussbaum

Covermotiv: Romana Lilic / Moment Open via Getty Images

Covergestaltung und Satz: Hanna Williamson

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN: 978-3-907320-00-6

Auch als E-Book erhältlich

Ein Taxi rauscht über die Schnellstraße vom Flughafen Barajas Richtung Madrid. Bosch sitzt im Fond des Wagens und spürt, wie die Müdigkeit, die in einer kleinen Kapsel in seinem Gehirn eingeschlossen war, sich allmählich in seinem Körper ausbreitet. Um fünf Uhr morgens aufstehen: Früher hat ihn das weniger mitgenommen, aber da hat er auch noch besser geschlafen, oder besser gesagt, früher fiel er ins Bett und war nach zehn Minuten weg, abgetaucht in die Tiefsee seines Unterbewusstseins, während er sich nun seit Monaten beinahe jede Nacht ruhelos hin und her wälzt, ohne von seinen unnütz kreisenden Gedanken erlöst zu werden.

So hat ihn sein mitleidloser Wecker auch an diesem Morgen weder aus angenehmen noch aus quälenden Träumen gerissen, sondern seinem halb-wachen Bewusstsein lediglich mitgeteilt, es sei Zeit, von neuem Anlauf zu nehmen, um einem weiteren Tag auf den Buckel zu springen.

Gepackt hatte er wie üblich schon am Vorabend, weshalb er sich auf das Routineprogramm beschränken konnte: Duschen, in die bereitgelegten Kleider schlüpfen, wobei ihm das Zuknöpfen des frisch aus dem Reinigungsservice kommenden Hemdes nach wie vor ein kribbelndes Gefühl männlicher Erhabenheit einflößte, im Stehen den zu heißen Kaffee trinken, Geld, Tickets und Schlüssel einstecken und den abschließenden Kontrollgang durch die Wohnung absolvieren.

In der Dämmerung des Herbstmorgens ist er dann die kurze Strecke von seiner Wohnung zur Station gegangen, um die S-Bahn zum Flughafen abzu-  
passen. Dort hat er sich in den von Zigarettenrauch imprägnierten Warteraum mit seiner Leichenhallenbeleuchtung gesetzt und gleichmütig dem Vorrücken

des Minutenzeigers der Bahnhofsuhr zugeschaut, bis endlich die Lichter des nahenden Zuges aufgetaucht sind.

Die Morgenmaschine hat ihre übliche Verspätung gehabt, obschon vor den Check-in-Schaltern deutlich weniger los gewesen ist als an normalen Wochentagen. Aber da heute keine Termine in seiner Agenda stehen, hat es Bosch lediglich zur Kenntnis genommen, mit einem Anflug von Unmut zwar, aber ohne sich wirklich darüber aufzuregen.

Bis Montag bin ich Tourist, denkt er zufrieden, rutscht dabei noch etwas tiefer ins Sitzpolster und streckt die Arme von sich.

Die Einladung bei Andrea kommt ihm in den Sinn. Aber bis dahin hat er noch viel Zeit. Zeit, die er einfach verstreichen lassen kann, ohne etwas mit ihr anstellen zu müssen.

Ohne den Berufsverkehr kommen sie schnell voran und der Fahrer, ein Glatzkopf mit Nackenwülsten, die Bosch an einen Seelöwen erinnern, klebt geradezu am Gaspedal, als fürchte er, den Boden unter seinen Füßen zu verlieren.

Ausgestorben wirkende Vorstadtsiedlungen, Lagerhallen mit in der Vormittagssonne schimmernden Wellblechdächern und großflächige Brachen ziehen an ihnen vorüber. Dann bekommen Häuser und Plätze allmählich ein Gesicht, verdichten sich zum Bild einer Stadt, das in Boschs Erinnerung schon in unzähligen Variationen abgelegt ist.

Der Verkehr nimmt zu, Ampeln unterbrechen seinen Fluss, zerschneiden ihn wie einen Wurm, dessen Einzelteile unabhängig voneinander weiterkriechen. Leben jetzt auch neben der Straße: Menschen, die ihren samstäglichen Verrichtungen nachgehen, sind für einige Sekunden in seinem Blickfeld, haben ihren einmaligen Kurzauftritt auf seiner Bühne.

Die Statisten sind immer die andern, denkt Bosch und unterdrückt ein Gähnen.

Sie fahren am Parque del Retiro vorbei. Vielleicht wird er sich dort später ein bisschen die Beine vertreten. Von der Calle de Alcalá biegen sie ab in eine schmale Einbahnstraße, brettern durch die Altstadt, dass Staub und Papierfetzen hinter ihnen durch die Luft wirbeln, bis das Taxi mit einem Schlenker vor dem Hotel Reina Victoria zum Stillstand kommt.

»*Tres mil trecientas pesetas*«, sind die ersten Worte des Fahrers, seit Bosch eingestiegen ist.

Er bezahlt, nimmt seinen kleinen Koffer und steuert auf den Hoteleingang zu, wo ihm ein Angestellter in Uniform sein Gepäck abnimmt und es vor ihm her zur Rezeption trägt.

»Ah, *buenos días señor Bosch!* Schön, Sie wieder einmal bei uns im Haus zu haben«, begrüßt ihn mit einem Nilpferdlächeln der Desk Manager, ein untersetzter, geradezu furchterregend gepflegter Mann, mit sorgsam gestutztem Oberlippenbart und vor Eifer leuchtenden Ohren.

»*Buenos días, señor ...*« Bosch schielt nach dem Schildchen am Revers seines Gegenübers, ohne den Namen entziffern zu können. »Habe ich dasselbe Zimmer wie immer?«

»*Por supuesto, señor Bosch,* dasselbe wie immer, natürlich. Haben Sie eine gute Reise gehabt?« Ohne sein Lächeln zu vernachlässigen, zaubert der Desk Manager ein Blatt Papier hervor und schiebt das Meldeformular mit seinen rosa Wurstfingern über die Theke.

Eine gute Reise? Eigentlich ist ihm außer der Taxifahrt zum Hotel nicht viel davon in Erinnerung geblieben. Seit er beruflich viel unterwegs ist, bleiben ihm immer weniger Eindrücke haften. Die narkotisierende Atmosphäre der Flughäfen mit ihren bis in den letzten Winkel ausgeleuchteten Shoppingzonen, die immer gleichen Rituale des Fliegens und die Endlosschleifen der Routine verstopfen sein Gedächtnis mit Bildern, die er längst nicht mehr auseinanderhalten kann.

Jetzt kann er doch noch den Namen auf dem Schildchen lesen.

»Ja, *señor Sanz.* Es ist schön, wieder hier zu sein.«

Das Gran Hotel Reina Victoria an der Plaza de Santa Ana, ein Prunkbau aus den 1920ern, ist seit je bevorzugter Aufenthaltsort anspruchsvoller Reisender, wohlhabender Bohemiens und gerade populärer Toreros, was auch die aus der Wand ragenden ausgestopften Stierköpfe in der Lobby erklärt, und liegt im Barrio de los Poetas, im Flanier- und Kneipengürtel der Altstadt, gegenüber des Teatro Español und unweit des Gewimmels der Puerta del Sol, wo die Metrostation am Wochenende bis spät in die Nacht amüsierhungrige Menschen im Minutentakt ausspuckt. Bosch, der ein Faible

für antiquierten Luxus besitzt, hat sich im Reina Victoria mittlerweile den Ruf eines Stammgastes erworben, obwohl es ihn nicht öfter als drei, vier Mal im Jahr hierher verschlägt und er dafür erst noch sein Spesenkonto überziehen muss, was ihm regelmäßig eine mehr oder weniger sanfte Rüge seines Chefs einträgt. Aber da sein Chef, ein früherer Provinzpolitiker, sich bei seinen Auslandsreisen selber gerne etwas gönnt, ist Bosch dem Reina Victoria trotzdem treu geblieben. Außerdem kennt er Madrid seit seinen Studententagen. Damals, als er ernsthaft vorhatte, spanische Literatur zu studieren, stieg er jeweils in kleinen Pensionen mit stockfleckigen Tapeten und undichten Gemeinschaftsklos ab, die morgens pausenlos besetzt waren, sodass er sich mit der Zeit angewöhnte, ins zimmereigene Lavabo zu urinieren. Dass er sich im Reina Victoria einquartiert hat, ist seiner Ansicht nach deshalb nichts weiter als die Folge einer natürlichen und deshalb angemessenen Entwicklung seiner Logierumstände.

Wie schon die vorhergehenden Male ist er im dritten Stock im nördlichen Eckzimmer untergebracht. Er steckt dem Bellboy zweihundert *pesetas* zu, schließt die Türe hinter sich, hängt das Jackett über einen Stuhl, streift seine Schuhe ab und wirft sich auf das riesige Doppelbett.

Sein Kopf fühlt sich schwer und heiß an, aber sein Körper verlangt nach Bewegung, weshalb er schon nach ein paar Atemzügen wieder auf den Beinen ist. Er verstaubt seine Sachen, öffnet das Fenster und beobachtet mit der Neugierde des Angekommenen die Szenerie. Ein Lastwagen der Brauerei Cruzcampo versperrt die Straße; zwei Männer in Overalls rollen Metallfässer zum Eingang eines Restaurants. Hinter dem Brauereiwagen warten mit laufendem Motor zuerst zwei, dann drei Autos, bis die Männer ihre Arbeit beendet haben. Altstadt Morgenritual.

Nach den lauten Vergnügungen der Nacht, die bis in die frühen Morgenstunden die Straßen des *barrio* erfüllt haben, kehrt erst langsam wieder Leben auf der Plaza de Santa Ana ein. Die Rollos der Bars sind an den meisten Orten noch heruntergezogen und Spatzen balgen sich unter verwaisten Tischen um die letzten Brotkrumen. Eine Gruppe sich gegenseitig fotografierender japanischer Touristen und eine alte Frau, die einen Abfalleimer auf der Suche nach Essbarem durchwühlt, sind die einzigen Menschen auf dem Platz.

Bosch steht noch eine Weile unschlüssig am Fenster. Es zieht ihn hinaus, an einen Ort, der einladender ist, in eine nette kleine Bar vielleicht, wo er eine Tasse mit einem winzigen Schluck schwarzen Kaffees bestellen und dazu müßig in der Zeitung blättern kann. Aber gleichzeitig hat er ein übermächtiges Bedürfnis, endlich zu schlafen. Er geht ins Badezimmer, um sich frisch zu machen, legt sich danach aber doch wieder aufs Bett und schläft kurz darauf ein.

Er träumt von einem verlassenen Strand und in der Brandung rollenden Kieselsteinen, sieht dabei die Wellen mit ihren Kämmen aus salzigem Schaum aus einer eigenartigen Froschperspektive, da seine Arme und Beine weggeschrumpft sind. Dann spürt er mit einer neu anbrandenden Welle plötzlich den Boden unter sich nachgeben und erwacht gleichzeitig, weil er beinahe vom Bett gefallen wäre.

Er setzt sich auf und schaut benommen auf seine Uhr. Eine knappe Stunde hat er geschlafen.

Es ist nach Mittag, als er das Hotel verlässt. Vor den Bars rund um die *plaza* sind jetzt etliche Tische mit hungrigen Touristen besetzt, zwischen denen die Kellner wie emsige Amselmütter hin und her segeln. Quartierbewohner tragen ihre Einkäufe nach Hause und auf dem eingezäunten Spielplatz kreischen und johlen mit vor Wonne geröteten Gesichtern ein paar Knirpse. Bosch bummelt Richtung Puerta del Sol.

In einer schmucklosen Bar, deren Boden mit zerknüllten Papierservietten und Zigarettenstummeln übersät ist, trinkt er am Tresen stehend einen Kaffee. Zeitungen gibt es keine, aber die aufgeregte Diskussion der zwei übrigen Gäste mit dem Barmann sind ihm Unterhaltung genug.

Die drei sind dem Dialekt nach Andalusier. Es geht um Geld, um einen zu hohen Preis für etwas, aber Bosch kommt nicht dahinter, wofür nach Meinung der drei entschieden zu viel verlangt wird. Zu schnell rattert das Staccato ihrer Sätze, als dass er mehr als ein paar Brocken davon erhaschen könnte.

Sie sind wie er in der Fremde, aber sie finden sich in ihrem Dialekt, im vertrauten Klang der gemeinsamen Heimat. Bosch, dessen Bedürfnis nach Gesellschaft erwacht ist, würde sich gerne bemerkbar machen. Aber er zögert zu lange, sodass er die schon zurechtgelegten Worte in seinem Mund wieder herunterschluckt und sich aufs Zuhören beschränkt.

Die Männer lachen, haben das Thema gewechselt. Er kann nun besser der Unterhaltung folgen, die sich um Frauen dreht, existente oder nicht existente, was nicht klar und auch nicht wichtig ist. Aber die Art, wie sie darüber reden, derb, scherzend und zugleich sehnsuchtsvoll, verrät, dass sie wahrscheinlich ohne weibliche Begleitung in der Stadt leben. Er erinnert sich, wie er einmal als Student in einer Pension vier Arbeiter aus einem Dorf der nördlichen Mancha als Zimmernachbarn hatte. Sie weckten ihn jeweils am frühen Morgen mit ihrem Rumoren, bevor sie sich auf den Weg in die Fabrik machten. Gelegentlich begegnete er dem einen oder anderen nach Feierabend auf dem Flur und schließlich wurde er von ihnen eines Abends zu einem Bier eingeladen. Sie erzählten ihm von ihrem Dorf, wohin sie jeden Freitagabend zurückkehrten, und Bosch, der sich abgesehen von ein paar Bibliotheksbesuchen zum Vergnügen in Madrid aufhielt, nahm mit Staunen zur Kenntnis, dass diesen rauhändigen Männern die Stadt, die ihn so faszinierte, in keiner Weise etwas bedeutete, ja, dass sie schon vom späten Sonntagabend an, wenn sie wieder in die Pension zurückkehrten, sich nach ihrem Dorf sehnten, das ihren unverrückbaren Lebensmittelpunkt darstellte.

Er betrachtet neidisch die drei, wie sie Sprüche klopfend und sich neckend ihre Verbundenheit zum Ausdruck bringen, bis der Barmann Boschs Blick auffängt und ihn fragt, ob er noch etwas wünsche. Bosch zögert, bezahlt dann aber doch und tritt wie benebelt auf die Straße. Geblendet vom grellen Tageslicht tastet er nach der Sonnenbrille in seinem Jackett, merkt, dass er sie in der Bar liegengelassen hat, macht auf dem Absatz kehrt, betritt noch einmal den Raum und nimmt die Brille vom Tresen, ohne dass die Männer, die wieder in ihr Gespräch vertieft sind, ihn beachten.

An einer Hauswand hängt ein Plakat, das anlässlich der Jahrtausendwende für eine Kreuzfahrt auf der Datumsgrenze im Pazifik wirbt, dabei sind es noch mehr als zwei Jahre bis dahin. Es ist Oktober 1998 und das neue Jahrtausend für Boschs Empfinden genauso weit weg wie die Vorstellung, eines Tages mit Frau und Kind in einem eigenen Haus im Grünen zu wohnen. Seinem Chef würde eine solche Kreuzfahrt bestimmt gefallen. Mitten im Pazifik Austern knacken und Champagner saufen, umgeben von einer Gesellschaft von Wichtigtuern, die meinen, den Lauf der Zeit austricksen zu

können. Dabei weiß jeder, dass alle Arten von Zeitrechnungen nur Jahre aneinanderreihen, ohne dass damit irgendeine Bedeutung für die Gegenwart oder Zukunft verbunden wäre.

Bosch fällt plötzlich ein, dass er Andrea ein kleines Geschenk mitbringen sollte. Wieso hat er nicht schon früher daran gedacht? Man kann unmöglich nach mehr als zehn Jahren bei einer Frau zum Abendessen aufkreuzen, ohne ein Geschenk dabeizuhaben. Schon gar nicht, wenn diese Frau einmal die eigene Freundin gewesen ist. Ob er Blumen kaufen soll? Zu konventionell und irgendwie missverständlich. Konfekt? Nein, auf keinen Fall, das bringt man älteren Damen mit. Dann eben doch eine Flasche Wein? Auch nicht gerade sehr originell, aber wenn sie teuer genug ist, warum nicht. Und ein solches Mitbringsel würde er bis zum Abend auf jeden Fall aufreiben können.

Er nimmt seinen Spaziergang durch die Altstadt wieder auf und dabei erst wird ihm bewusst, dass ihn ein Abend erwartet, über dessen Ausgang er keine klaren Vorstellungen besitzt.

Sie hatte sich vor ein paar Wochen überraschend bei ihm mit einem Brief gemeldet. Viel mitgeteilt hatte sie darin nicht, aber ihn gefragt, wann er wieder einmal in Madrid sei, und ob er sie nicht besuchen wolle. Woher sie wusste, dass er sich regelmäßig in der Stadt aufhielt, fragte er sich. Auf dem handgeschriebenen Brief hatte sie ihre Nummer unter die Unterschrift gesetzt, was er als Aufforderung verstand, ihr telefonisch zu antworten. Aber das hieß auch, er würde ihre Einladung schwerlich ausschlagen können. Er hatte deshalb mehrere Tage gezögert, den Brief sogar auf eine Geschäftsreise nach Lyon mitgenommen, von wo er sie dann anrief, aus reiner Neugierde, wie er sich einredete, und war überrascht gewesen, wie unbeschwert die Unterhaltung verlief. Ihre Stimme besaß immer noch das aufgeraute Timbre, das ihn schon bei ihrer ersten Begegnung fasziniert hatte. Wie lange war das jetzt her? Vierzehn Jahre, rechnet er.

Es war in jener Zeit, als er sein Studium hingeschmissen und kurz darauf bei der Stiftung zu arbeiten begonnen hatte. Andrea studierte damals Kunstgeschichte und Spanisch, träumte aber davon, Künstlerin zu werden. Sie zeichnete und malte in ihrer Freizeit und dies immerhin so gut, dass sie sich

getraute, ihre Bilder an Freunde und Verwandte zu verschenken. Musikalisch war sie auch, hatte in ihrer Kindheit Geige gespielt, es dann aber später sein lassen, zur Enttäuschung ihres Vaters, der bei einer Versicherung ein hohes Tier war und in seiner Jugend selbst Violine gespielt hatte und gerne ans Konservatorium gegangen wäre, was ihm sein Vater freilich nicht erlaubt hatte. Überhaupt war Kultur in Andreas Familie – im Gegensatz zu seiner eigenen – immer etwas gewesen, dessen man sich mit großem Ernst annahm. Ihre Eltern besaßen viele Jahre lang ein Premierenabonnement für die Oper, besuchten regelmäßig Ausstellungen im Kunsthaus und gingen mindestens drei-, viermal im Jahr ins Schauspielhaus, weil sich das ihrer Meinung nach für gebildete Menschen einfach so gehörte. Ihre Begeisterung hielt sich denn auch in Grenzen, als Andrea zum ersten Mal mit Pankraz Bosch im Schlepptau auftauchte, weil sie schon nach fünf Minuten argwöhnten, dass dieser junge Mann, der seine akademische Ausbildung leichtfertig zugunsten einer ganz normalen Arbeit aufgegeben hatte, kaum empfänglich war für die sublimeren Momente des Kunstgenusses. Aber da sie wussten, dass ihre dickköpfige Tochter sich nicht dreinreden lassen würde, ließen sie es bei einem griesgrämigen Gesichtsausdruck bewenden und gaben sich mit der Hoffnung zufrieden, dass aus dem Freund wenigstens kein Ehemann und Schwiegersohn werden würde.

Pankraz' Eltern hingegen hatten keine Ahnung vom Liebesleben ihres Sohnes. Und im Unterschied zu Andrea, die damals noch zu Hause wohnte, hatte er schon mit achtzehn Reißaus genommen und war in einer studentischen Wohngemeinschaft untergekommen, bis er sich später durch den Job bei der Stiftung eine eigene Wohnung leisten konnte. Wenn er seine Eltern besuchte, was eigentlich nur an speziellen Anlässen wie Geburtstagen und dergleichen vorkam, zog er vor ihnen schön gemalte Kulissen auf, im Stil eines ländlichen Laientheaters, und seine Eltern ließen sich die gegebene Vorstellung, die immer die Geschichte eines erfolgreichen und talentierten jungen Mannes zum Inhalt hatte, gerne gefallen, denn sie hatten auch nicht die geringste Neigung, irgendetwas anderes hören zu wollen. Alle Arten des Scheiterns, sei es beruflich oder privat, waren Konversationstabuzonen, um die sie einen möglichst großen Bogen machten, denn dadurch wäre die von

ihnen so sorgsam gepflegte Atmosphäre einer geruhsam dahinplätschernden Fünfuhrteerunde gestört worden. Und die Liebe war ihrer Ansicht nach etwas so Unberechenbares, dass sie ein Gespräch darüber tunlichst vermieden.

Andrea seinen Eltern vorzustellen, wäre Bosch deshalb als Letztes in den Sinn gekommen.

Sie hatten sich auf einer Studentenparty kennengelernt und gleich aneinander Gefallen gefunden, und da Bosch wie Andrea ungebunden und entsprechend empfänglich für Signale des anderen Geschlechts waren, ergab sich der Rest beinahe von selbst. Nach der ersten gemeinsam verbrachten Nacht, die sie beide in einem Zustand der Verwirrtheit zurückgelassen hatte, begann sich auch tatsächlich eine zaghafte Verliebtheit zwischen ihnen einzustellen, die sich mit der Zeit in etwas verwandelte, das ihnen bedeutsam und gleichzeitig zerbrechlich vorkam und ihnen bewusst machte, dass nun eine Verbindung zwischen ihnen bestand, die eine gewisse Ernsthaftigkeit verlangte, was sich sehr erwachsen anfühlte, ihnen aber auch in gewissen Momenten einen uneingestanden Schrecken einjagte

Die Monate vergingen und der Gedanke, dass sie nun ein Paar waren, nahm für sie mehr und mehr den Charakter von etwas Alltäglichem an, auch wenn dieser Alltag immer noch zuweilen vom Prickeln des Neuen begleitet wurde, das sie manchmal unerwartet heftig überfiel und zu spontanen erotischen Entladungen führen konnte, vor denen selbst das öffentliche Hallenbad und der Keller der Stadtbücherei nicht sicher waren.

Zusammen schmiedeten sie zum Zeitvertreib Pläne, am liebsten im Bett, nachdem sie sich aneinander erschöpft hatten. Dann legte sie ihren Kopf an seine Brust und malte mit ihrer sandigen Stimme Fantasiebilder in die Luft. Sie träumte von einem Leben im Süden und er träumte gerne mit ihr. Er war ja während seiner Zeit an der Uni immer wieder in Spanien gewesen und deshalb fiel es ihm leicht, sich Andreas Wunschbilder vorzustellen. Für ihn waren es aber in erster Linie anregende Fantastereien, die er ganz im Moment genoss, so wie man das wärmende Gefühl eines Whiskys genießt, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Aber Andrea wurde es mit der Zeit immer

ernster und eines Tages eröffnete sie ihm, sie könnte vielleicht in Barcelona einen Job als Sekretärin bei einer Schweizer Firma bekommen und dass dies ihre erträumte Chance sei. Sie würde vor Ort schon einmal eine Wohnung organisieren und Bosch könnte dann nachkommen. Aber er hatte nicht die Absicht, sich auf Dauer nach Barcelona zu verpflanzen. Zu unsicher, ob er dort überhaupt einen Job bekommen würde, fand er. Außerdem war er sich überhaupt noch nicht im Klaren darüber, was er vom Leben erwartete und deshalb war ein Schritt mit derart weitreichenden Konsequenzen etwas, was ihm Furcht einflößte.

Es folgten lange und unfruchtbare Diskussionen. Bosch beharrte darauf, dass es nicht der richtige Zeitpunkt sei. Andrea solle zuerst ihren Abschluss machen, dann würde man weitersehen. Und er selbst würde auch noch mehr Berufserfahrung benötigen, wenn er im Ausland eine Chance auf einen anständig bezahlten Job haben wollte. Sie verstand seine Bedenken nicht, fand diese spießig und mutlos. Waren sie denn nicht jung und bereit, etwas zu wagen? Solange sie nur darüber gesprochen hatten, waren sie einer Meinung gewesen. Aber sobald sich eine konkrete Möglichkeit auftat, würde er den Schwanz einziehen, warf sie ihm vor. Sie war so enttäuscht, dass sie vor Wut weinte und ihn einen Feigling nannte, was ihn zutiefst kränkte. Es vergingen Tage, bis sich ihr Umgang wieder normalisiert hatte, aber der Riss war da und weitete sich unmerklich. Andrea ließ den Job in Barcelona sausen, war aber nicht bereit, ihren Plan ganz zu begraben. Sie träumten nicht mehr gemeinsam, dafür gerieten sie nun regelmäßig aneinander, wenn sie verschiedener Meinung waren. Dort, wo sie vorher dem anderen gegenüber weich und nachgiebig gewesen waren, wurden sie hart und störrisch und sie begannen aneinander Fehler und Schwächen zu entdecken, die ihnen bislang verborgen geblieben waren. Ja, sie sahen einander jetzt mit anderen Augen und was sie sahen, versetzte sie in einen nur noch selten abklingenden Zustand der Gereiztheit.

Bis sie sich schließlich trennten, vergingen noch qualvolle Monate und nach außen wirkten sie dabei wie ein von einer schon zu lange andauernden Ehe erschöpftes Paar, obwohl sie kaum mehr als zwei Jahre zusammen gewesen waren. Es kam aber selbst in den letzten Wochen vor, dass sie für kurze Zeit

wieder reuig zueinander fanden und sich gegenseitig Besserung versprachen, aber sie besaßen doch nicht mehr die Kraft und den Willen, die erlöschende Glut ihres kleinen Feuers neu anzufachen.

Jahre später erfuhr Bosch zufällig, dass Andrea nach Madrid gezogen war, hatte aber bisher kaum je einen Gedanken daran verschwendet. Und jetzt ist er hier, zwei Tage früher, als es die Geschäfte erfordern, dabei entspricht es überhaupt nicht seinen Gewohnheiten, eine berufliche Reise aus privaten Gründen auszudehnen.

Er betritt einen Spezialitätenladen in einer Seitengasse, wo er nach einigem Abwägen eine Flasche Ribera del Duero kauft, die ihm teuer genug für die bevorstehende Einladung scheint. Mit dem angenehmen Gefühl, eine Pflicht erledigt zu haben, schlendert er zurück zum Hotel. Im Zimmer wirft er sich zum zweiten Mal auf das Bett, in dessen Decke sein Körper schon eine Delle hinterlassen hat, und fällt in einen schweren, traumlosen Schlaf.

Als er erwacht, ist es später Nachmittag. Drei Stunden hat er geschlafen und dabei alle Möglichkeiten des Nachmittags ungenutzt an sich vorbeiziehen lassen, den Abstecher in den Parque del Retiro eingeschlossen, aber das bleierne Gewicht der Müdigkeit, das an seinem Körper hängt, ist dafür etwas leichter geworden. Er sitzt auf der Bettkante und betrachtet noch schlaftrunken einen kastaniengroßen Flecken auf dem Teppich. Egal wie neu oder exklusiv das Hotel ist, es ist immer schon jemand da gewesen, der seine Spuren hinterlassen hat. Manchmal hat er genug davon, von den anonymen Hotelzimmern, dem Leben aus dem Koffer und den Meetings, in denen er lauter Ausflüchte und geschönte Zahlen aufgetischt bekommt. Andererseits: Seit er vor drei Jahren zum Projektmanager mit besonderen Aufgaben befördert worden ist, gebietet er über sein eigenes kleines Reich, das ihn wie eine schützende Fruchtblase umgibt und über dem nur noch der Chef persönlich thront; und dieser lässt ihm seit der Geschichte in Algerien weitgehend freie Hand.

Die Stiftung hatte mehrere Millionen für ein Brunnenprojekt in Nordafrika ausgegeben, aber der Projektverantwortliche der beauftragten Organisation



hatte mithilfe fingierter Rechnungen fast die Hälfte davon in die eigene Tasche gesteckt. Allerdings hatte er dies so stümperhaft angestellt, dass bei einer Routinekontrolle etliche Ungereimtheiten in der Buchführung entdeckt worden waren, worauf der Chef Bosch nach Algier schickte, um der Sache auf den Grund zu gehen. Und Bosch brachte nicht nur das ganze Ausmaß der Veruntreuung ans Licht, sondern förderte auch die verschwundenen Millionen der Stiftung wieder zutage. Dass es ihm gelang, das Geld wiederzubeschaffen, verdankte er zwar einer Kette glücklicher Zufälle, aber in seinem abschließenden Bericht ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, dass der Erfolg der Ermittlungen aufs Engste mit der damit beauftragten Person, also mit ihm, zusammenhing. Seither genießt er innerhalb der Stiftung den Ruf eines smarten Troubleshooters und das Wohlwollen seines Chefs, der für die Aufklärung des Falles den Applaus des Stiftungsrates und die Bewilligung eines neuen Dienstwagens einstreichen durfte.

Bosch schlüpfte in die Hotelpantoffeln, schlurft ins Bad und betrachtet sich im Spiegel. Er ist trotz des sich seit einiger Zeit hartnäckig behauptenden Bauchansatzes einigermaßen zufrieden mit sich, wären da nicht die Spuren der ihn beutelnden Schlaflosigkeit, die leicht geröteten Augen und der schlaffe Ausdruck des Gesichts, die sein Missfallen erregen.

Er beschließt, sich unter die Dusche zu stellen, um sich in Form zu bringen, verweilt lange unter dem warmen Strahl der Brause, lässt sich von ihm Nacken und Rücken massieren, bis alles um ihn herum in ein feines Gespinnst aus Wasserdampf gehüllt ist und er erneut ein Gefühl der Schläfrigkeit verspürt.

Mit dem Badetuch um die Hüften geschlungen geht er zurück ins Zimmer, macht den Fernseher an und flätzt sich noch einmal aufs Bett. Er zappt von Sender zu Sender, aber außer Vorabendtalkshows und künstlich aufgeregten Werbespots scheint nichts geboten zu werden. Bei einem Tierfilm bleibt er hängen. In einem Urwald, durch dessen Blätterdach kaum die Sonne dringt, sieht man Affen sich lässig von Ast zu Ast hangeln. Die Kamera schwenkt auf den Waldboden, wo sich gerade eine Schlange im Unterholz verkriecht. Dann ein harter Schnitt: Bagger wühlen rußige Abgase ausstoßend in der nackten braunen Erde, die nach der Rodung eines Stücks Regenwaldes übrig

geblieben ist. Sieht aus wie das Schlachtfeld von Verdun, geht es Bosch durch den Kopf. Eine Stimme aus dem Off zählt auf, wie viele Quadratmeter Regenwald stündlich für immer den Bach runtergehen und wie viele Tierarten jedes Jahr in der Folge aussterben.

Bosch wechselt den Kanal.

Eine Blondine in einem Glitzerkostüm, die vom Alter her seine Mutter sein könnte, schwärmt mit exaltierter Stimme von ihrer Zusammenarbeit mit jemandem, den er genauso wenig kennt wie die falsche Blondine, deren geliftete Haut sich beim Lächeln wie ein Gummihandschuh gefährlich straff über Nase und Backenknochen spannt.

Bosch drückt energisch auf den roten Knopf der Fernbedienung und die Blondine implodiert mit einem spinnwebenartigen Knistern. Von einem plötzlichen Impuls getrieben schwingt er sich aus dem Bett, holt ein frisches Hemd aus dem Schrank und kleidet sich an. Noch schnell ein Jarsin geschluckt, dann ist er bereit, sich für die nächste halbe Stunde an der Hotelbar zu langweilen und seinen Hunger mit ein paar Oliven und Salzstangen in Schach zu halten, bis er sich auf den Weg zu seiner Verabredung macht.

Bosch steht in der Abenddämmerung vor dem Eingang eines heruntergekommenen Mietshauses am Stadtrand und versucht, die Angaben unter den Klingelknöpfen zu entziffern. 4b, das muss es sein. Er drückt den Knopf und hält den Atem an, während er auf eine Reaktion wartet, aber nichts geschieht. Er drückt noch einmal auf die Klingel, diesmal insistierender, macht einen Schritt zurück und horcht angestrengt. Dann ein Summen und Bosch beeilt sich, die Eingangstüre aufzustoßen.

Im Flur ist es düster und kühl. Essensgerüche vermischt mit einer Prise Moder hängen in der Luft. Schon nach zwei Schritten bleibt er mit einem Fuß an einem Teppich hängen, sodass er fast der Länge nach hinschlägt. Er flucht und schaut sich vergebens nach einem Lichtschalter um. Dann eben nicht, denkt er und tastet sich einige Meter vor bis zum Treppenansatz, wo er endlich das Leuchten eines Zeitschalters entdeckt. Jetzt sieht er im Schein einer von Insektenleichen verklebten Funzel wenigstens die Stufen. Er steigt zögernd die Treppe hinauf, wie wenn er jeden Moment auf etwas Unappetitliches zu treten Gefahr liefe und lauscht auf ein Lebenszeichen. Schon auf halbem Weg geht das Licht wieder aus, was ihm zum Stehenbleiben zwingt, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Ohne sein Zutun kehrt das Licht plötzlich wieder zurück und er hört Andreas Stimme von oben rufen: »Pankraz? Hier oben bin ich! Warum hast du nicht den Lift genommen?«

Er weiß keine Antwort darauf, dafür nimmt er jetzt jeweils zwei Stufen auf einmal und kommt schließlich außer Atem im vierten Stock an. Andrea lehnt mit verschränkten Armen im Türrahmen und lächelt verlegen. Sie trägt ein schlichtes weißes T-Shirt, Jeans und Espadrilles.

»Nicht eben ein Palast, was?«

»Macht nichts. Hauptsache dir gefällt's.«

Ein abwartendes Schweigen drängt sich zwischen sie, das nur von Boschs Atemgeräuschen begleitet wird, dann geht er auf sie zu und sie küssen sich förmlich auf die Wangen.

»Hier, ein kleines Mitbringsel.« Er gibt ihr die Plastiktüte mit der Weinflasche darin. »Ich glaube, den wirst du mögen.«

»Danke, das wäre nicht nötig gewesen. Aber komm rein. Und lass ja die Schuhe an, der Boden ist kalt!«

Sie führt ihn durch einen schmalen Korridor ins Wohnzimmer. In der Mitte des Raumes steht ein alter Holztisch mit zwei dazu passenden Stühlen und neben den zwei sorgfältig arrangierten Gedecken sieht er eine Blumen vase mit roten Nelken. Außer dem Tisch gibt es ein ebenfalls antiquarisch anmutendes Sofa, auf dem sich Berge von Papieren stapeln und zwei völlig überladene Bücherregale, die unter ihrer Last zusammenzubrechen drohen. Weitere Bücher stapeln sich auf dem Boden entlang den Wänden in Form von größeren und kleineren Türmen. Zu seiner Überraschung steht in einer Ecke ein schwarzes Klavier. Er kann sich nicht erinnern, dass Andrea jemals Klavier gespielt hat.

»Setz dich doch. Ich bringe uns gleich etwas zu trinken.«

Bosch nimmt am Tisch Platz, während Andrea in der Küche verschwindet. Der Stuhl erweist sich als unbequem, aber die Atmosphäre des Wohnzimmers behagt ihm. Es herrscht eine Art geordnetes Chaos, das ihn neugierig macht.

Sie kommt mit zwei Gläsern Sherry zurück und setzt sich ihm gegenüber. Jetzt erst fällt ihm auf, wie die Jahre sie verändert haben. Sie ist zwar immer noch so schlank wie damals, aber ihr Gesicht erscheint ihm übermäßig gealtert und durch die zum Pferdeschwanz zusammengebundenen Haare ziehen sich ein paar Silberfäden.

»Auf unser Wiedersehen«, sagt sie ihr Glas erhebend.

»Auf die Gastgeberin.«

Sie trinken langsam und ungewollt feierlich.

»Du siehst gut aus«, sagt er, um die Konversation in Gang zu bringen.

»Und du bist immer noch der gleiche charmante Lügner.«

Sie lachen beide. Bosch entspannt sich und sucht nach einer bequemeren Position auf seinem Stuhl.

»Woher hast du eigentlich gewusst, dass ich ab und zu hier zu tun habe?«

»Ich habe eben immer noch meine Kontakte. Es war deshalb auch nicht schwer, an deine Adresse zu kommen. – Du arbeitest immer noch für die Stiftung?«

»Tja, scheint so eine Art Lebensstellung zu sein.« Er dreht an seinem Glas und betrachtet es. »Aber im Ernst, ich lebe ganz anständig davon und habe mich soweit gut einrichten können. Warum sollte ich das aufgeben?«

»Ja, warum solltest du das«, sagt sie mit einem spöttischen Ausdruck, der ihn irritiert.

»Und du? Was treibst du so?«

»Wie du siehst, habe ich meinen Traum wahr gemacht«, sagt sie ironisch, fährt dann aber mit ernster Miene fort: »Die ersten Jahre lief es gar nicht schlecht. Zuerst habe ich für eine Galerie gearbeitet, Kataloge redigiert und so, dann habe ich für ausländische Firmen allen möglichen Kram übersetzt und dazu privat Deutschunterricht gegeben. Damals habe ich nebenher noch gemalt und auf dem Flohmarkt sogar das eine oder andere Bild verkauft. Mit der Zeit ist es aber immer schwieriger geworden, überhaupt Arbeit zu finden. Darum bin ich auch hierher rausgezogen. Die Wohnungen sind hier einiges billiger als im Zentrum, wie du dir vorstellen kannst.«

»Und du hast nie daran gedacht, zurückzugehen?«

Sie lächelt müde. »Was meinst du denn! Ich habe eine Zeit lang jeden Tag daran gedacht. Aber ich habe mir immer gesagt, das ist nur eine Durststrecke. Die geht irgendwann mal wieder zu Ende und dann wirst du all das in die Tat umsetzen, wofür du eigentlich hergekommen bist. – Und jetzt kellnere ich schon seit zwei Jahren in einem Restaurant hier ganz in der Nähe und warte immer noch auf bessere Zeiten. Und vom Liebesglück bin ich in letzter Zeit auch nicht gerade verfolgt worden. – Hast *du* eine Beziehung?«

Er schaut sie überrascht an. »Nein, habe ich nicht.«

»Seit damals nicht?«, fragt sie mit einem herausfordernden Lächeln.

»Wenn ich Mönch hätte werden wollen, wäre ich ins Kloster gegangen. Aber, na ja – ich bin beruflich viel unterwegs und das gefällt den

meisten Frauen nun mal nicht. Die suchen jemanden, der ihnen beim Nestbau hilft und danach die Brut versorgt. Da bin ich wohl etwas weniger geeignet.«

»Du hast eben noch nicht die Richtige gefunden.«

»Scheint uns beiden so zu gehen, wie es aussieht.«

Sie schweigen.

»Dann kümmere ich mich mal um das Essen. Du bist sicher hungrig.« Sie geht in die Küche und er bleibt alleine im Wohnzimmer zurück. Als Bosch gerade vom Tisch aufstehen will, um sich die Bücher im Regal anzuschauen, kehrt Andrea mit zwei dampfenden Tellern zurück.

»Pilzragout mit Nudeln. Mehr geben meine Kochkünste nicht her.«

»Besser als alles, was es bei mir gegeben hätte«, entgegnet er und denkt an das Fünfsterne-Restaurant in seinem Hotel.

Sie tischt den Rotwein auf, den er mitgebracht hat und betrachtet anerkennend das Etikett.

»Da hast du dich ja mächtig in Unkosten gestürzt. So etwas Edles gibt es bei mir normalerweise nicht. Aber ich arbeite ja auch nicht für die Stiftung. Was tust du dort eigentlich genau, wenn ich fragen darf?«

Bosch überlegt und sagt dann: »Ich löse Probleme, die entstehen, wenn jemand, der Gutes tun will, seine ursprünglichen Absichten vergisst.«

»Du meinst, wenn euch jemand bescheißt.«

»So könnte man es in einigen Fällen tatsächlich nennen.«

»In einigen Fällen? Und was ist mit den übrigen?«

»Manchmal passieren Fehler ohne böse Absicht.«

Andrea lacht laut. »Das meinst du doch nicht im Ernst!«

»Und ob. Wenn wir überall, wo die Rechnung nicht aufgeht, Betrug unterstellen wollten, hätten wir bald keine Projektpartner und damit keine Projekte mehr. Und ich denke, du weißt, was die Stiftung schon alles geleistet hat, vor allem in Gegenden, in denen sonst keiner etwas zustande bringt. Schon alleine auf dem medizinischen Sektor: Wir haben ganze Völker geimpft und mehr als eine Krankheit von der Weltkarte getilgt. Logisch, dass da auch mal Unregelmäßigkeiten auftauchen können.«

»Mir kommen gleich die Tränen, wenn ich dich so reden höre. Jeder weiß, dass die Stiftung ihr Geld von denjenigen bekommt, die vom Elend dieser Welt am meisten profitieren. Oder bestreitest du das etwa?«

Bosch lächelt milde. »Du hast dich kein bisschen verändert. Das böse Kapital hier und die hungrigen armen Schlucker dort. Aber die Dinge liegen nicht so einfach. Die Stiftung hat schon viel bewirken können, gerade weil sie nicht in diesen Kategorien denkt. Und wenn jemand sein Gewissen erleichtern möchte, indem er seine Millionen der Stiftung vermacht, so finde ich daran nichts auszusetzen.«

»Was ihr tut, ist doch eine reine Alibiübung!«

»Fünfzig Millionen pro Jahr sind ein reichlich teures Alibi. Und selbst wenn es so wäre, das dürfte denjenigen, die dafür jetzt sauberes Trinkwasser in ihrem Dorf haben oder ihre Kinder nicht mehr zum Betteln auf die Straße schicken müssen, herzlich egal sein.«

»Verstanden, der Zweck heiligt die Mittel. Dann gehörst du also zu den Guten.«

»Ich mache einfach meinen Job, indem ich gewisse Dinge wieder auf den rechten Weg bringe. Außerdem, die Stiftung behandelt mich gut, ich habe also keinen Grund, mich zu beschweren.«

»Das nennt man seine Seele verkaufen.«

»In deiner romantischen Vorstellung vielleicht. Im richtigen Leben nennt man das arbeiten. Aber ich bin ja nicht hier, um mit dir zu streiten. Schmeckt übrigens ausgezeichnet, dein Ragout.«

»Danke. Es gibt noch mehr davon, wenn du möchtest. – Muss angenehm sein, wenn man die Dinge so gelassen sehen kann. Vor allem, wenn auch noch genug für einen dabei herausspringt.«

»Für mich zumindest reicht es. Aber ich könnte auch genauso gut etwas anderes machen. Ich hänge nicht übermäßig an dem, was ich tue. Die Dinge ergeben sich einfach und ich glaube, dass das eigentlich ganz in Ordnung ist. Zumindest was mich angeht, kann ich das sagen.«

Sie schaut ihn nachdenklich an, dann lächelt sie. »Es gibt *crema catalana* zum Dessert. Die magst du doch immer noch?«

Sie winkt ab, als er sich von seinem Stuhl erheben will, um das Geschirr in die Küche zu tragen.

»Du bleibst, wo du bist. Ich bin in zwei Minuten wieder zurück.«

Bosch, vom Wein schon etwas beduselt, schaut ihr nach, bis sie um die Ecke verschwunden ist. Sie ist immer noch attraktiv, denkt er. Kaum zu glauben, dass so eine Frau längere Zeit ohne Mann bleibt. Aber etwas kratzbürstig ist sie ja schon immer gewesen. Das schreckt ab. Aber gleichzeitig ...

»Pan, komm und hilf mir mal eben!«

Als er bei ihr in der winzigen Küche ist, steht sie mit einer Art Bunsenbrenner in der Hand vor dem Herd.

»Das Ding geht irgendwie nicht. Der Hahn für das Gas klemmt. Mach du mal!«

Sie stehen beide im schmalen Durchgang zwischen Tisch und Herd und als er von ihr den Brenner entgegennimmt, kommt es fast zu einer ungewollten Umarmung. Er riecht ihr Parfum, aber der Duft löst bei ihm keine Erinnerungen aus. Wahrscheinlich benutzt sie nicht mehr dasselbe wie damals, geht es ihm durch den Kopf. Mit einem Ruck löst er die Schraube. Als er ihr den Brenner zurückgibt, streift sein Unterarm ihre Brust und ihre Hände berühren sich etwas länger als nötig. Sie stellt den Brenner auf den Herd zurück und schaut ihn an. Ihre Lippen sind ein wenig geöffnet, glänzen einladend. Bosch spürt, wie sein Puls in Fahrt kommt und sein Geschlecht sich zu regen beginnt, angesichts der sich ihm anbietenden Möglichkeit. Aber er bleibt stehen, ohne sich zu rühren. Für Augenblicke hört man nur das Singen einer Wasserleitung irgendwo im Haus, dann hat sich der Zauber verflüchtigt.

»Danke, den Rest schaffe ich alleine«, sagt sie mit gerunzelter Stirn und wendet sich mit dem Brenner wieder dem Herd zu, um die *crema catalana* zu karamellisieren.

Als sie wieder am Tisch sitzen, spürt er Erleichterung, aber auch Enttäuschung darüber, dass er sich nicht hat gehen lassen. Aber wie heißt es doch gleich? Fehler darf jeder machen, es sollten einfach nicht immer dieselben sein, denkt Bosch, unschlüssig, ob er mit sich zufrieden sein soll oder nicht.

Sie löffeln beide ihr Dessert, das er etwas übertrieben lobt, und kramen in gemeinsamen Erinnerungen, rufen sich Anekdoten aus ihrer Jugend ins Gedächtnis und vermeiden es, einander dabei zu oft in die Augen zu sehen. Zum Kaffee gibt es einen spanischen Brandy und Bosch spürt, wie der Alkohol an seiner Kopfhaut zu zerren beginnt. Wenn er jetzt nicht damit aufhört, wird er morgen Schädelbrummen haben, soviel ist sicher.

Sie mustert ihn, während er, die Flasche mit ausgestreckten Armen von sich haltend, das Kleingedruckte auf dem Etikett zu lesen versucht.

»Hast du dich nicht gefragt, wieso ich dir nach all den Jahren ausgerechnet jetzt schreibe?«

Bosch schaut etwas einfältig drein. Nein, das hat er tatsächlich nicht.

»Nun, die Nostalgie packt uns alle dann, wenn wir am wenigsten damit rechnen. Ist es nicht so?«

Sie lacht trocken. »Ich kann es mir gar nicht leisten, nostalgisch zu sein. Sonst springe ich nämlich aus dem Fenster. Aber es gibt eben Dinge im Leben, die erkennt man erst mit einem gewissen Abstand. Dass du regelmäßig in Madrid bist, habe ich schon vor längerer Zeit durch unseren gemeinsamen Freund Roy mitgekriegt. Der treue Roy ... Er hat zwar längst Frau und Kinder, aber unser Kontakt ist nie ganz abgerissen. Ein-, zweimal im Jahr ruft er mich an und wir plaudern dann über alles Mögliche. Er ist mein Informant in der Heimat, wenn du so möchtest.« Sie löst ihren Haargummi, fährt sich mit einer Hand durchs Haar und schüttelt es hinter die Schultern. »Und da er mir auch jeweils erzählt, was du gerade so treibst, habe ich eben irgendwann gedacht, dass es schön wäre, dich wiederzusehen. Schließlich gehörst du zu den wenigen Männern in meinem Leben, mit denen ich einmal Tisch und Bett geteilt habe.« Sie lächelt und malt mit dem Zeigefinger kleine Kreise auf die Tischplatte. »Dazu kommt, dass ich dich fragen wollte, ob du mir nicht vielleicht helfen könntest. Als alter Freund, sozusagen.«

»Helfen wobei?«

»Ich habe ein kleines Projekt, das mir einen Neustart erlauben könnte. Aber es fehlt mir leider das nötige Startkapital.«

Sie erzählt ihm von ihrem Plan, in Madrid eine private Sprachschule aufzuziehen: »Nicht für die Touristen, sondern für die Spanier, die können nämlich meistens weder Englisch noch sonst eine Fremdsprache. Aber die Jungen haben inzwischen gemerkt, dass sie mehr draufhaben müssen, wenn sie Karriere machen wollen. Glaub mir, wer rechtzeitig auf diesen Zug aufspringt, kann richtig gutes Geld verdienen.«

Bosch ist erstaunt über ihre Idee, die er langweilig findet. Andrea als Direktorin einer Sprachschule? Als Galeristin hätte er sie sich besser vorstellen können.

»Wie viel brauchst du denn?«

Sie nennt ihm eine Summe, die ihn nicht erschreckt. »Den Rest borge ich mir bei meinem Vater. Aber ich will nicht von ihm abhängig sein, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Vollkommen.« Er rechnet innerlich etwas nach und sagt dann: »Die Hälfte kann ich dir innerhalb einer Woche überweisen. Die andere Hälfte im Laufe der nächsten vier bis sechs Wochen. Am besten, wir vereinbaren eine Rückzahlung in Raten, zinslos versteht sich. Hast du Papier und etwas zu schreiben? Dann können wir das gleich erledigen.«

»Im Ernst, das würdest du wirklich tun?« Sie betrachtet Bosch ungläubig, aber der gibt sich ganz geschäftsmäßig. Nachdem er das Papier aufgesetzt und sie hat unterschreiben lassen, sucht er seine Aktentasche, die er nicht dabei hat, faltet den Zettel zusammen und verstaut ihn in seinem über der Stuhllehne hängenden Jackett.

Sie merken beide, dass der gemeinsame Abend damit aufgebraucht ist. Bosch, der findet, für den Moment genug getan zu haben, wartet schweigend, bis Andrea die Initiative ergreift.

»Du bist sicher müde von der Reise. Soll ich dir ein Taxi rufen? Es ist schon spät und um diese Zeit treiben sich hier die merkwürdigsten Typen auf den Straßen rum.«

»Ja, gerne, tu das.«

Er muss ihr versprechen, sie bei seinem nächsten Besuch in Madrid anzurufen und sie wird ihn selbstverständlich über den Verlauf ihres Projektes

auf dem Laufenden halten; ist doch klar. Und überhaupt wisse sie gar nicht, wie sie ihm danken sollte, sagt sie plötzlich sehr verlegen.

Beim Abschied küssen sie sich auf die Wangen, wobei sie ihren Körper sanft, aber unmissverständlich gegen den seinen drückt, aber er ignoriert es. Bevor sich die Türe des Fahrstuhls schließt, sieht er noch, wie sie etwas verloren im Eingang ihrer Wohnung steht, dann fährt er, von einem elektrischen Summen begleitet, in die Tiefe.

Als er das Haus verlässt, steht das Taxi schon mit leise vibrierendem Motor am Straßenrand. Er dreht sich um und schaut an der dunklen Fassade nach oben. Alle Fenster sind geschlossen. Er steigt in den Wagen und schaut noch einmal hoch zum vierten Stock, aber nichts bewegt sich.

»*Adónde vamos?*«, fragt ihn endlich der Fahrer.

»*Al centro, por favor.*«

Der Fahrer nickt, setzt das Taxameter in Gang und sie gleiten durch die ausgestorbene Vorstadt Richtung Zentrum, wo jetzt, nach Mitternacht, das illuminierte, laute Leben der samstäglichen Vergnügungen erst richtig in Gang kommt.